

# Schatten über Wien.

Wien, Ende März.  
Ein trüber Märztag will eben zu Ende gehen. In heftigen Stößen, wie das Rütteln in einer dornigen Faust an Eschengittern, schüttelt der West vom Wiener Reich zu Tal und häuften die Dämmererschatten, die dumpf und schwer die endlosen Häuserreihen der Meisenstadt umspinnen. Vom steilen Rolensbügel des Schönbrunner Schlosses, der hohen Warte im südlichen Wien, die den schlanke Säulenbau der „Gloriette“ als reichverzerrtes Diadem auf ihrem Scheitel trägt, nimmt das allmähliche Schlagschlagen der Stadt sich langsam knirschend aus. Schon sind die Straßen und Plätze mit ihren jagend knirschenden Gärten und Anlagen zu einer einzigen grauen Masse zusammengeballt. Nichts Glanzes mehr ist zu erkennen, nur ein paar Schattenspitze über dem Dämmert zeigen an, daß dort, in bestem Stunden, die Färne alter und neuer Kirchen sich aus dem Därgergewirr erheben. Und dieses starke, immer verschlossener werdende Bild wird von keinem freundlichen Lichtschein verklärt. Die Knappheit an allem Brennbar hat ihr gebieterisches „Es bleibe dunkel!“ geiprochen, und zwingt die Stadt und ihre Bewohner zu äußerster Sparsamkeit in der Verwendung des Lichts. Dränge nicht denn und wann das Rollen der letzten Straßenbahnwagen zum einsam gewordenen Schloßpark herauf, man wüßte nachdrücklich nicht, daß dort in der Ebene zwischen Bergen und Fuß sich zwei Millionen Menschen in Sorge und Hoffnung zusammenhäufen.

Das Bild der nächsten Stadt ist fast symbolisch für ihren gegenwärtigen Zustand. Wohl man sich wendet, übertrifft nicht man Schatten und wieder nur Schatten, so sehr die unersättliche Lebenskraft des heikern Volkes dagegen auch antämpft, so sehr auch der Wiener nach Licht und Freiheit in diesen zerrütteten Tagen verlangt. Unendlich viel Geld und schwerste Entbehrung haben die langen Jahre des Krieges gebracht. Von Monat zu Monat ging es bergab, bis jetzt ein Tiefstand in allem Lebensnotwendigen und Daseinswürdigen erreicht ist, der nicht vergrößert werden darf, wenn Wien seiner katastrophischen entgegengesehen soll. Man macht im „Reich“ sich wohl kaum den rechten Begriff von dem, was die Stadt alles duldet. Es fehlt ihr vollständig am Nützlichsten für eine nur einvermessen ertragreiche Gestaltung des Daseins. Die Speisekammern sind längst geleert, auch dort, wo vierzig bis fünfzig Kronen für ein einziges Pfund Fleisch seine Rolle spielen. Auch Milch, Kartoffeln und Eier sind heute kaum mehr

zu sehen, seitdem Volkswehr und Stadtpolizei den Schleichhandel kräftig bekämpfen. Dazu der Mangel an Kohlen, die lange Bemessung an Gas und elektrischem Licht, wodurch das häusliche Leben in die schwersten Störungen eridet kein Zweifel, der Wiener bis in die obern Schichten hungert und friert in diesen frostigen Nachwintertagen, und bräutete der langsam erwachende Dey nicht die Bewußtheit bedürftigen Wärmerwerdens, man hätte kaum einen andern süßen Trost für die kommenden Zeiten. An dem nötigen stehern Trost, da fehlt es in Wien! Was wird aus der Stadt, die so froh in den Tag hinein lebte und ihre Fülle von Dalesstrende nach allen Seiten verschwendete? Auf diese Frage hat bis zur Stunde niemand die bündige Antwort geben können. Auch nicht die Nationalversammlung, die nach der Revolution ins Land kam und nun im vornehmen Griesentempel am Franzensring ihre Tagungen hält. Es hing so vertrauensvoll an. Das frühere fruglose Janiten und Schützen hatte dem ernsten Willen zur Arbeit Platz machen müssen. In klaren, energiegelassen Worten bekannte der Staatsleiter Dr. Bauer sich unmissverständlich zum Anschluß an Reich und Dr. Baber, der Deutschnationalen, tritt einen schmerzlichen Gang wider den einzigen Tschegen im Haus, der vor Deutschland gewarnt habe, und wagt ihm die flammenden Worte zu: „Die Deutschen in Österreich haben nur einen Freund auf der ganzen Welt. Die Brüder im Deutschen Reich! Blut will zu Blut, Volk zu Volk, deutsches Gebiet zum großen deutschen Staatsgebiet!“ So klug und rauhste es durch die ersten Verhandlungen, so ging es vom Marmorhaus durch die Stadt, und selbst der unpolitischste Wiener sah ein deutliches, nicht zu verletztes Ziel vor Augen. Und dennoch, es will sich nicht klären! Das Wort von der „Internationalisierung der Stadt“, von der Neutralisierung Deutschösterreichs“, das der Verband als neueste Lösung legt ausgegeben, hat die Sinne von neuem umnebelt und die Gedanken wieder verwirrt. Man ahnt zwar, daß eine Neutralisierung Deutschösterreichs das Land für alle Zeiten national vereinigen und die tüchtige Wiener Stadt ihres deutschen Charakters allmählich entkleiden würde, doch, wer hat in diesen Tagen die Kraft zu logischem Weiterdenken und festen Entschlüssen? Der von den Feinden des Deutschthums herausgeschworene Schattens verdunkelt den anfangs erklärten Weg und bringt die sachliche ruhige Arbeit ins Schwanken.

Dringlichen freilich ist man mit rührendem Eifer daran, das Wien der alten Zeit in neuen, glänzenden Bildern herauszubekommen. Was will man nicht alles, um die Stadt der Musik und des Tanzes, der Lebenslust und des feinen Kulturgenießens,

den Fremden der Zukunft so lochend wie möglich zu machen. Pläne schwirren wie farbenprächtige Falter umher und bringen (Wam) und Bewegung in die verdüsterte Stadt. Die Akademie für Musik und darstellende Kunst — so plant man — soll von Grund aus erneuert und in ihren Leistungen gefestigt werden. Man denkt an die Schaffung von Schulen für dramatische Ausbildung in Oper und Schauspiel, an die Errichtung eines Musiklehrer-Seminars, an musikalische Volkshochschulen und ähnliche Vorbildungsmöglichkeiten im Dienste des Schönen. Aus Schloß Belvedere, das mit den übrigen Habsburger Schloßern das Los der Vereinstammung teilt, soll, wenn man den Vorschlägen glauben will, ein vornehmes Heim für die in Wien studierenden und sich erholenden Fremden werden. Die Grenzen der Stadt, schon heute die weitesten nach London, will man noch einmal hinausrücken und durch ein Netz neuer, praktischer Bahnen miteinander verbinden. Und wenn das noch nicht genügt, der wird daran erinnert, daß unsere Theater und Konzerte, unsere Parterres und Lustspielhäuser, unsere vornehmen Gasthöfe und begabtesten Belhischentem auch künftig alles anbieten werden, um das zusammengelebte Wien wie einen Phönix in neuer Pracht aus der Asche erziehen zu lassen.

An solchen und ähnlichen Plänen zur Hebung des schmachvoll erwarteten Fremdenverkehrs betrautet sich das arme Wiener Volk, verflücht die Schatten. Man glaubt so sehr, was man hofft, wohl sieht der Wiener das Leid seiner Mitbürger, die eines kargesischen Bissens wegen sich Hungert vor die Läden stellen, wohnt er erschüttert von dem blutigen Gessichtern und höchsten Wangen der Kinder und Frauen, wohl hungert und friert er selber noch Kräfte, doch einmal, so denkt er, einmal muß ja die Quas ein Ende haben und ein neues, besseres Leben beginnen. „Zurzeit noch kein Anlaß für lustigen Überschwang vor. Aber eine einjährige, keine Gesselligkeit, die läte unserm ausgeübten, zermürbten Gebirn, unserm vertretenen Gemüt so not, wie endlich eine kräftige, wahrhafte Kost unserm unterernährten Körper nötig wäre.“ Und dieses geistigen Lebens. Das spürt man jundächt in den volkreichen Eingassen der Altstadt: Am Graben, am Opernhaus, in der Kärntner Straße. Dort sieht man die Wienerin der guten Gesellschaft, wie sie in bestem Lagen sich seitte: vornimmt, ohne in Unruhe zu schmelzen. Jentich in jeder Bewegung, lechzt im Plaudern, immer bedacht, das Geringste wahrzunehmen, voller

Bedürfnis nach liehen Sensationen. Und Emotionen, wenn auch andre als früher, bietet die Stadt schon wieder in diesem und jenem. Man denke nur an die Kurzsüßigen und Modegeschäfte. Ist es nicht greulich und fessend zugleich, wenn eines der vornehmsten Häuser eine Reihe entsetzender Damenleider auslegt, von denen das billigste 2500 Kronen kostet? Wenn man die buntesten Frühlingshüte erndet, für deren vorkostlichen man das hübsche Schminke von 400 und 500 Kronen bezahlen muß? Und welche prächtigen Preise bieten die Hüten mit Afterlinnen, die Jumbelgeschäfte, die Möbel- und Teppichhändler, die köstlichen Gläser und Porzelle in den Schaufenstern? Man kann kein Stück, kaum Kohlen, kein Ei bekommen, wohl aber kann man Turdeln und Perlen erhaschen, die Schränke boheln mit Aktivier Laster füllen, den reizendsten Stuhl aus Ludwigs XVI. Zeit zu den übrigen stellen. Das Geld ist heute so lächerlich billig, so wertlos. Besser, man gibt es für hundert niedliche Dinge aus, als daß man alles der Steuerbehörde gibt, die doch noch genug bekommt. Das ist die Logik der Wienerin, so findet sie sich in der Zeit zurecht, und wer sie andre Weisheit lehren wollte, den würde sie weder verstehen noch ihren verzeihen.

Und läusche ich mich nicht? Auch die Theater und Konzerte, die literarischen Veranstaltungen und geistlichen Zusammenkünfte sind heute besser denn je besucht. Eine Neugier im Burgtheater, Hans Pfitzners Kalestrina im Opernhaus, das letzte, Sojannam gewidmete Hof-Konzert, der musikalische Abend des Pflanzens Rosenkhal — zu allem drängt sich die Wiener Gessellschaft in Scharen, und alles wird, wie in der fernsten Friedenszeit, wieder mit Ernst und Eifer besprochen. Nein wirklich, der Wiener will leben. Er will der Schatten, die keine Stadt so grausam belasten, Herr werden, er will zurück zu Kultur und Gemuth, sei es zunächst auch nur, indem man über die Schatten hinwegspringt. Langsam steigt ich von der „Gloriette“ auf den Rolensbügel über Schloß Schönbrunn zurück in den nachdringlichen Park. Ein kräftiger Windstoß hat die Wolken zerissen und gibt dem Nord freie Bahn, der nun sein alterndes Silber über die Bäume und freie Wege des Gartens streut. Und wie ich hinabblicke auf die völlig verjüngte Stadt, da sind die Dächer und Straßen plötzlich von rieleindem Licht erfüllt, und wie ein Spritzquell steigt in der Ferne der höchste Turm von St. Stephan in die wehende Märzmaat. Nicht über Wien, der schreibbedürftigen, lichtverliebten Stadt! Und die Schatten verschweben.